



„damit wir klug werden“ – Zukunftsbilder einer urbanen Kirche

Vortrag von Landesbischof Dr. h. c. Frank Otfried July

beim Reformationsempfang der Evangelischen Kirche in Stuttgart am 26.10.2021

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Schwestern und Brüder!

Es war ein sonniger Frühsommertag vor sechs Jahren, an den ich mich bis heute gern zurückerinnere. Mitten in Stuttgart kamen an diesem Tag tausende Menschen rund um den Stuttgarter Schlossplatz zusammen um einen besonderen Gottesdienst zu feiern. In der ganzen Stadt erkannte man die vielen Gäste an ihren roten Schals und vielleicht hat der eine oder die andere unter uns damals mitgefeiert oder den Schal sogar noch aufgehoben.

Mit dem Gottesdienst wurde der 35. Deutsche Evangelische Kirchentag in Stuttgart feierlich eröffnet. Stuttgart präsentierte sich in diesen Tagen, so haben es mir viele gerade ausländische Gäste später berichtet als weltoffene, liebens- und lebenswerte Stadt mit vielen lokalen und regionalen Initiativen, Projekten und Einrichtungen der evangelischen, aber auch der katholischen und der anderen ACK-Kirchen. Kirche in der Stadt. Kirche mit der Stadt. Kirche für die Stadt.

Der ganze damalige Kirchentag stand unter dem biblischen Motto aus Psalm 90: „damit wir klug werden“. Dieses Motto will ich in meinem heutigen Impuls bewusst aufgreifen, weil es eine Brücke zu dieser für uns in Stuttgart so eindrücklichen Erfahrung des Kirchentags herstellt.

Zugleich will ich heute aus Anlass des Reformationsempfangs der Evangelischen Kirche in Stuttgart nach vorn blicken und über Zukunftsbilder einer urbanen Kirche in Stuttgart und in unserer Landeskirche nachdenken. Diese Zukunftsbilder, die eng mit den biblischen Verheißungen verbunden sind, ermutigen uns alle, denen an Kirche in Stuttgart gelegen ist, „klug zu werden“. Damit ist nicht eine intellektuelle Anstrengung allein gemeint, gleichsam ein Dauer-Klugheitskongress, sondern klug werden aus Gottes Geschichte mit uns.



Bundespräsident Joachim Gauck würdigte in seinem Grußwort den Beitrag des Kirchentags für das Gemeinwesen und betonte, „Staat und Gesellschaft haben etwas davon, dass Menschen sich durch den Kirchentag inspirieren und aktivieren lassen, dass sie Werte leben und bewahren, dass sie nach Antworten für ihr Handeln suchen und ins Gespräch mit Menschen aus anderen Religionen oder anderen Denktraditionen kommen.“

Diesen positiven Gesamteindruck von Kirche in der Stadt – auch die darin beschriebene Aufgabenstellung – will ich heute an den Anfang stellen. Kirchentag in Stuttgart ist ein Beispiel für Vielfalt, für Gemeinschaft und öffentliche Sichtbarkeit von Religion in der Stadt.

Aber, das wissen wir alle, sie ist nicht der Normalfall. Wenn wir über Kirche in den Metropolen nachdenken, so ist der Befund oft komplizierter. Ein Blick in die Kirchenregister genügt. Der Anteil der Konfessionslosen ist hier deutlich höher als etwa im ländlichen Raum, – der hier aber nicht verklärt werden soll – die kirchlichen Traditionen haben es hier schwerer, viele drängen auf den sogenannten Markt der religiösen Anbieter. Andere Religionen stehen sichtbar im Raum und befragen das eigene Selbstverständnis.

In vielen Bereichen der Stadt arbeiten die Menschen, leben aber im kleinstädtischen oder gar dörflich geprägten Umland. Die Folge: die Kirchengemeinden haben manchmal weniger Ehrenamtliche, weniger Menschen im Gottesdienst, und müssen sich immer wieder Gehör verschaffen im öffentlichen Stadtgespräch. Diese nüchternen Befunde wird im Ganzen wohl niemand ernsthaft bestreiten – auch nicht für Stuttgart.

Aber wer auf dem Eugensplatz steht und hinunter auf die Stadt schaut, der sieht die weithin sichtbare Stiftskirche als eine markante Mitte der Stadt. Hier fand 1534 die erste evangelische Predigt im Herzogtum Württemberg statt, hier liegt der württembergische Reformator Jannes Brenz begraben. Fußläufig von der Stiftskirche entfernt liegt die Schlosskirche, die erste in der Reformation gebaute evangelische Kirche Württembergs. Stuttgart ist bis heute eine Stadt der Kirchen. Auch die Domkirche St. Eberhard erzählt ihre eigene Geschichte. Viele andere wunderbare Kirchen zähle ich jetzt nicht auf, auch um keine zu vergessen und damit gegebenenfalls Irritationen auszulösen. Aber viele Zeugen dieser christlichen Gestalt Stuttgarts sind erst auf den zweiten Blick als solche zu erkennen. Und doch können uns



Spuren des Vergangenen auf Schritt und Tritt begegnen, die von der Geschichte des christlichen Glaubens dieser Stadt erzählen. Stadt.

Diese Basis, dieses Fundament trägt vieles – bis heute. Aber es wäre dann doch zu viel erhofft, würden wir die Zukunft des kirchlichen Lebens allein den Fundamenten der Vergangenheit anvertrauen. Kirche in der Stadt lebt mit allen Entwicklungen der Stadt, mit ihren Herausforderungen, ihren Schönheiten und zuweilen auch mit ihren Abgründen.

Mitte der 1960er Jahre machte der amerikanische Theologe Harvey Cox mit seinem Buch „Stadt ohne Gott“ (The secular City) auch in Deutschland Furore. Er diagnostizierte ein Lebensumfeld in den großen Städten, dass perspektivisch zu einem völligen Atheismus und einer Abkehr von vertrauten Formen der Kirchlichkeit führen wird. Die Stadt, so Cox, befreit sich mit dieser Abkehr von der alten Form der Metaphysik und geht in ein Zeitalter des religionslosen Christentums – wie es bereits Dietrich Bonhoeffer erwartet hatte. Cox begründet diese Entwicklung von der ungeheuren Dynamik der Stadt her, die sich beispielhaft in der allgegenwärtigen Mobilität zeigt.

Ich spiele uns eine zweite Stimme ein, die die moderne Großstadt theologisch zu beschreiben versucht. Der Theologe Paul Tillich beobachtete seit Mitte der 1920er Jahre den unaufhaltsamen Aufstieg der großen Städte. Berlin, Frankfurt, aber auch Leipzig wurden nach dem 1. Weltkrieg zu Magneten für Menschen aus dem Umland. Das Tempo, mit dem sich das Gesicht dieser Städte in dieser Zeit veränderte, lässt sich auch in Stuttgart nachzeichnen. In seinem 1928 entstandenen Aufsatz „Die technische Stadt als Symbol“ hebt Tillich hervor, die technische Stadt sei ein Symbol für die Gestaltungskraft des modernen Menschen, der sich von alten Vorstellungen und Ängsten befreit. Tillich will damit erklären, woher die Faszination der Großstadt herrührt. Es ist ihre Verheißung einer großen Freiheit. Zugleich stellt Tillich dann aber hellsichtig fest: „Die technische Stadt bleibt fremd (...) Der Boden, die Verbindung mit der lebendigen Erde, ist genommen. Das Wasser ist in Röhren, das Feuer in Drähte gebannt. Die Tiere sind ausgeschlossen (...) Bäume und Pflanzen sind eingeordnet in den technischen Zusammenhang (...) Die Fremdheit bleibt trotz aller Aneignung (...) Mit der Fremdheit (...) aber erhebt sich eine neue Unheimlichkeit, ein Grauen vor der erstarrten Welt, die uns dient und nicht reden kann als



Lebendiges zu Lebendigem. (...) Wenn aber das Leben im Dienste der technischen Stadt steht: wozu dann dieses Leben?“¹

Tillich beschreibt die Faszination, die von der Großstadt ausgeht, die wir vermutlich auch alle kennen. Aber die Großstadt ist ja nicht nur Begegnung, Fülle und Freiheit. Im Lichte der aktuellen Klimaschutzdebatten gewinnt das Zitat von Tillich – nach über 90 Jahren – („Bäume und Pflanzen sind eingeordnet in den technischen Zusammenhang“) noch einmal an Gewicht: Die Tendenz zur Verstädterung nimmt weltweit, aber auch in Deutschland weiter zu. 2050 könnten Prognosen zufolge schon zwei Drittel der Weltbevölkerung in städtischen Räumen leben. Wachsende Urbanisierung bedeutet fast immer steigender Energie- und Ressourcenverbrauch, mehr Verkehr, mehr schädliche Umweltbelastungen, mehr soziales Ungleichgewicht. 2016 hielt die UN-Habitat-III-Konferenz zur nachhaltigen Entwicklung von Städten in ihrer „New Urban Agenda“ fest, urbanen Ökosystemen und ihrem Ressourcenmanagement auf dem Weg zu mehr Nachhaltigkeit besonderes Gewicht zu verleihen.

Nun geht für den Theologen Paul Tillich die Domestizierung der natürlichen Lebensgrundlagen in der Stadt einher mit der Entfremdung des Menschen von seiner Um- und Mitwelt, ja am Ende von sich selbst. Für Tillich und viele, die ihm in dieser Analyse der modernen Großstadt gefolgt sind, ist die Vielfalt religiöser Erfahrungen eine Antwort auf dieses entfremdete Leben. Kirchengemeinden, kirchliche Orte, Events und Kunst bieten für den Menschen der Großstadt eine Gegenwelt, eine Heimat, einen Anker auf Zeit.

Vieles von diesen Erwartungen finden wir auch heute in dem Leben der Kirchengemeinden wieder. Sie sollen zum einen mit ihren Angeboten, ihrer Offenheit und ihrem Individualismus das Lebensgefühl der Großstadt atmen. Zugleich sollen sie aber auch kleinräumige Heimat, Stabilitätsversprechen in einer permanenten Veränderung sein. Gemeinschaft der Verschiedenen erlebbar machen, Erlebnisse des Füreinander-Eintretens ermöglichen.

¹ Paul Tillich, Die technische Stadt als Symbol (1928), in: ders., Die religiöse Substanz der Kultur, GW 9, Berlin/Boston 2020, 307-311, hier 310f.



Mein Eindruck ist, dass der Kirchenkreis Stuttgart auf diese besonderen Herausforderungen in vielfacher Weise beispielhaft reagiert hat. Viele zielgruppenaffinen Angebote können in Stuttgart angeboten werden, weil Kräfte gebündelt und Geld zusammengelegt wird. Viele Kirchengemeinden sorgen für das Gesicht von Kirche, für verlässliche Ansprechpartner im Quartier und Sozialraum. Aber dort, wo die örtlichen Ressourcen nicht ausreichen, schafft man in der Mitte der Stadt attraktive Zentren wie den Hospitalhof und profiliert innerstädtische Orte wie die Leonhardskirche. Gerade im innerstädtischen Bereich kosten diese Lösungen oft jahrelange Überzeugungsarbeit und bedürfen des Gemeinschaftssinns aller im Kirchenkreis. Vieles ist hier in Stuttgart vorbildlich gelungen. Das sicher ambitionierteste Projekt ist sicherlich der gegenwärtige Umbau der Martinskirche im Stuttgarter Norden. Die zuletzt leerstehende Kirche wird im Zuge der Entwicklung des neuen Rosensteigviertels zu einem multifunktionalen Gottesdienst- und Begegnungsraum besonders für Jugendliche und junge Erwachsene. Hier wird die Kesselkirche (der frühere Jesustreff) seinen Ort haben. Zum Konzept gehört auch die Integration diakonischer Angebote und ein Café. Alles in allem sicher eine gute Investition in die Kirche der Zukunft. Man denke auch an den Umbau der St. Fideliskirche zu einem spirituellen Zentrum. Es braucht also ganz konkrete, kleine und geduldige Schritte, um in den Transformationsprozess der städtischen Gesellschaft Objekte und Projekte entstehen zu lassen, die von der religiösen Geduld im gesellschaftlichen Wandel künden.

Nun habe ich bislang viel von Kirche in ihrer Verkörperung als Kirchengebäude gesprochen. Die markanten Türme bestimmen ein Stadtbild, ihre Glocken laden zum Gottesdienst ein, ihre Plätze sind Treffpunkte. Aber, wenn ich eingangs von der Notwendigkeit sprach, herzensklug zu werden und Gottes Geschichte mit uns als Rahmen für Zukunftsbilder der Kirche zu sehen, dann müssen wir wohl noch einmal genauer auf die Stadt und auf die Menschen schauen, in der wir leben. Cox und Tillich sprachen von der Ambivalenz zwischen Befreiung und Entfremdung. Die Stadt ist die Verheißung des Neuen. Aber am Ende ist jede Stadt die Summe ihrer Geschichten, die Menschen in ihr erleben.

Wer in der Stadt arbeitet, wohnt oder seine Freizeit hier verbringt, der hat irgendwann seine immer gleichen Wege und Ziele. Ihm wird die Stadt in einem Ausschnitt vertraut. Auch mein Blick, unser aller Blick, denen uns die Kirche am Herzen liegt, ist eingeschränkt. Daher bieten viele Einrichtungen auch in



Stuttgart mittlerweile sog. „Alternative Stadtführungen“ an. Ziel ist es, die Stadt mit anderen Augen sehen zu lernen. Was geschähe, wenn wir unsere Stadt als junger Mensch mit den Augen eines Alten neu sehen? Was, wenn wir als Evangelische die Stadt mit den Augen eines Muslims sehen? Und was sehen wir, wenn wir mit den Augen eines Wohnungslosen unterwegs sind? Ich finde diese Stadtführungen sehr inspirierend und gerade für die Kirche geradezu vorbildlich. Die Bibel erzählt nämlich immer wieder vom „Neuen Sehen“. Bevor wir machen und verändern und diskutieren, müssen wir neu sehen.

Gerade die Ostergeschichten, ohne die es keine christlichen Gemeinden gäbe, sind voll von der Erfahrung des neuen Sehens. Im Johannesevangelium wird der Auferstandene zuerst noch mit einem Gärtner verwechselt, bevor er erkannt wird und später trauen die Jünger ihren Augen nicht und begreifen erst als sie ihn berühren können. Am eindrücklichsten ist es bei den Emmausjüngern – im Lukasevangelium. Dort trotten die Jünger trauerschwer neben dem auferstandenen Christus kilometerlang her und der Evangelist vermerkt „Und ihre Augen waren gehalten“. Erst als sie das Abendmahl zusammen feiern, lernen sie zu sehen. Aus seiner Verheißung neu sehen lernen.

Dieses neue Sehen ist für uns in der Kirche Pflichtprogramm. Gerade die Großstadt beansprucht unsere Sinne. Es gibt viel zu sehen. Da das Neue zu sehen, gar das „Neue Sehen“ zu lernen, ist eine christliche Tugend. Wie beim barmherzigen Samariter blicken wir auf unseren Stadtgängen oft genug weg, wenn die Not vor uns ist. Ein Wohnungsloser, ein Bettler, ein Opfer von Gewalt, ein Kind ohne Orientierung. Oft ist die Not aber nur schwer zu erkennen, aber sie da. Wo betreten wir Orte, in denen andere ausgegrenzt sind, keinen Zugang haben, keine Teilhabe? Vieler dieser Grenzen sind unsichtbar. Sie können vor einem Café verlaufen, vor einer Kita oder einem großen Geschäft. Wer darf hinein, wer nicht?

Manchmal wirken unsere Kirchengebäude leider auch so. Wir sprechen Einladung um Einladung aus und doch empfinden Menschen hier eine Grenze, etwas was sie ausschließt. Gerade die Vesperkirche ist ein segensreicher Versuch, diese unsichtbaren Grenzen zu überwinden. Die Vesperkirchen finden in den Kirchen statt und helfen, Menschen neu sehen zu lernen, die in Not sind. Diakonisch sehen lernen – nüchtern und empathisch. In einer Stadt Geschichten und Menschen zu hören und zu sehen, die andere nicht sehen und hören wollen.



Das neue Sehen ist aber noch mehr, als die Not der anderen sehen zu lernen. Es ist die Übung, auch die Stadt, in der wir leben, neu zu sehen. Ich will Ihnen ein Beispiel erzählen. Die Evangelische Gesellschaft unterstützt seit mehreren Jahren die Aufstellung von Parkbänken, die für Wohnungslose eine kleine Heimat auf Zeit bieten können. Man kann die einfachen Holzbänke, von denen es nur noch wenige in Stuttgart gibt, geradezu übersehen. Dabei gehören sie zu den Gegenständen im öffentlichen Raum, die eine Stadt vor unseren Augen verwandeln können. Eine Bank ist in einer rastlosen Umgebung ein Gegenort der Ruhe. Viele Menschen ruhen sich für eine kurze Weile aus, schöpfen neue Kraft. Eine Bank ist aber auch ein Ort der Begegnung. Menschen lernen sich hier kennen, sie kommen ins Gespräch, sie nehmen einander wahr. Und eine Bank ist nicht für alle Zeiten an einem Ort festbetoniert.

Für mich scheint in dieser Stadterfahrung viel von Kirche der Zukunft aus. Kirche ist – erlauben Sie mir dieses Bild – wie eine Parkbank. Oase auf Zeit. Ort der Begegnung, letzte Hoffnung in großer Not. Wer Kirche der Zukunft so denkt, dem können die Augen über gehen. Kirche – Oase auf Zeit. Natürlich ist dieses schöne Bild zu konkretisieren. Es kann auch nur ein Akzent, eine Skizze in der Sammlung der Bilder sein. Damit verbunden ist natürlich auch die Frage nach den zukunftsfähigen Strukturen unserer Kirche. Trotz aller Diskussionen will ich Sie ermutigen, Kirche auch in neuen oder wie die Stadtsoziologen sagen, fluiden Strukturen zu denken. Viele unter uns kennen diese Herausforderung nach zukunftsfähigen Strukturen aus dem eigenen Arbeitsbereich. Oft genug lassen wir uns von der Eigengesetzlichkeit von Strukturen leiten. „Das haben wir schon immer so gemacht – das muss genau so bleiben“ – Sie kennen das vermutlich alle. Viele Strukturen unserer Landeskirche stehen gegenwärtig auf dem Prüfstand: Einrichtungen, Immobilien, Aufgabenfelder. Das heißt konkret:

- Zentrale Orte für kirchliches Leben bleiben die Kirchengemeinden. Aber nicht jeder muss alles anbieten, wenn es in der Nachbargemeinde bereits ein gutes Angebot gibt. Wichtig ist hier der Ausbau der Kooperation. Wichtiger als bislang werden die digitalen Angebote, die über Gemeindegrenzen hinausgehen. Vor wenigen Wochen wurden die ersten zwei Pfarrstellen für den digitalen Raum eingerichtet und mit zwei jungen engagierten Pfarrern/Pfarrerinnen versehen. Ziel ist bei allen diesen Angeboten immer, dass auch in Zukunft Erfahrungen von Gemeinschaft möglich bleiben. Denn diese Gemeinschaft ist es, die aus den christlichen Überzeugungen Einzelner Kirche macht. In der Gemeinschaft feiern wir Gottesdienst, stärken einander und gestalten unser Leben.



- Schließlich die richtige Balance aus Digital und direkt-präsentisch. Viele Angebote werden zunehmend digital. Eine Kirche, die weiter den Anspruch einer Volkskirche hat, kann ja gar nicht anders, als sich den Medien und Kommunikationsformen zu stellen, die für ihre Mitglieder alltäglich sind. Aber auch hier gilt es das richtige Maß zu finden: Seelsorge lebt auch vom Händedruck, vom In-den-Arm-Nehmen, Gottesdienste von der Erfahrung in einem Raum zu sein.

In einer großen Stadt wie Stuttgart gibt es viel zu sehen. Wir schauen darauf mit Herzensklugheit, schärfen unsern Blick, sehen mit den Augen anderer neu. Nun gibt es in der Stadt nicht nur viel zu sehen, sondern auch zu hören. Viele Menschen leiden darunter, was sie in der Stadt hören. Der Lärm macht sie krank. Aber die Stille, so wohltuend sie auch ist, kann Menschen isolieren, ist Ausdruck ihrer Einsamkeit. Viele haben diese Erfahrung während der Lockdowns gemacht.

Nun gab es während dieser Zeit etwas, was mich stark beeindruckt hat. Gerade in den Wochen der stärksten Isolation gab es auch in Stuttgart zwei Höreindrücke, die eine starke Symbolkraft besaßen. Da war zum einen das abendliche Applaudieren auf den Balkonen. Damit haben Menschen ihren Dank für die Pflegekräfte, die Mitarbeiter und Ärzte in den Krankenhäusern zum Ausdruck gebracht. Dieser Applaus hat für mich die Stadt verwandelt. Der zweite Höreindruck war mit einer Melodie verbunden. Abend für Abend sangen Menschen in dieser Stadt auf ihrem Balkon das Lied „Der Mond ist aufgegangen.“ Dieser größte Chor der Stadt bestand aus vielen einzelnen Solostimmen, die sich Abend für Abend gegenseitig Mut zu gesungen haben.

Auch hier entdeckte ich ein Zukunftsbild einer urbanen Kirche. In einem vielstimmigen Chor hörbar sein. Wie auf dem Schlossplatz während des Kirchentages oder beim Balkonsingen in der Pandemie. Wie bei Gospel im Osten oder beim Hymnuschor und anderen großen Chören oder andere beim Luther-Musical in der Porsche-Arena oder einfach bei der Kirchenchorprobe am Dienstagabend. Zu diesem Zukunftsbild gehört für mich aber auch die Erfahrung, dass es für Kirche in der Stadt gar nicht so einfach ist, zwischen all den anderen Stimmen gehört zu werden. In einer weitgehend säkularen und immer pluraler werdenden Stadtgesellschaft haben die Kirchen kein Deutungsmonopol mehr. Aber ihre Stimme zählt noch immer, gerade in großen ethischen Debatten. Eine besondere Erfahrung war für mich die Einladung zu einem Werkstattgespräch mit den Schauspielern des „Kleinen Hauses“ über Fragen des assistierten Suizides.



In manchen Debatten sind wir eine Stimme unter vielen und werden überhaupt nur dann gehört, wenn wir gemeinsam mit anderen sprechen – wie in der Ökumene. Kirche in der Großstadt, das müssen wir oftmals gemeinsam sein. Als in Stuttgart seit 2015 zahlreiche Geflüchtete aufzunehmen waren, entstand aus der Vielzahl der zivilgesellschaftlichen Akteure ein polyphoner Chor der Unterstützung, in dem sie als Kirche in Stuttgart gut hörbar sind. Dies war ökumenischer und diakonischer Gemeindeaufbau.

Seit einigen Jahren arbeiten wir in der Kirchenleitung der Landeskirche jährlich eine Strategie für die nächsten Aufgaben aus. Wir fragen uns dabei, welche Aufgaben wollen wir in den nächsten Jahren besonders in den Mittelpunkt rücken. Dabei geht es immer darum, den Grundauftrag der Kirche, die Verkündigung des Evangeliums, neu zu konkretisieren.

Die Verkündigung des Evangeliums ist die Grundlage für alles Tun in der Kirche. Eine Lehre der Pandemie ist für die Kirche, die Seelsorge noch stärker zu machen. Ein geflügeltes Wort nennt die Seelsorge die Muttersprache der Kirche. Seelsorge heißt: nah bei den Menschen zu sein. Heißt: noch klarere Regelungen treffen, wie der Zugang zu den Einsamen und Sterbenden gelingt, heißt der Ausbau verlässlicher, auch ökumenischer Strukturen. Evangelium heißt ja wörtlich „frohe Botschaft“ und diese Botschaft von Jesus Christus, bedeutet Hoffnung gerade in schwierigen Zeiten.

Ich habe in den letzten Jahren immer wieder betont, dass diese frohe Botschaft des Evangeliums keine Privatsache ist. Gerade in Stuttgart, der Stadt der deutschen Bibelgesellschaft, hat die Verbreitung des Evangeliums eine lange Tradition. Immer wieder haben Menschen dieses Evangelium in ihre Zeit neu übersetzt und Aufbrüche gewagt. Ich denke da z.B. an den Erweckungsprediger Ludwig Hofacker, an Charlotte Reihlen, die Mitgründerin der Stuttgarter Diakonissenanstalt oder an den Arzt und Unternehmer Paul Lechler.

Das heißt: Menschen, die von dieser frohen Botschaft erfüllt sind, übernehmen Verantwortung in Stadt und Gesellschaft, sie bringen sich ein und prägen Debatten in der Stadt mit.

Das ist zuweilen auch unbequem: Ich erinnere an die Konflikte um den Sonntagsschutz und die Einschränkungen an Karfreitag.



Die Kirchen haben eine großartige Botschaft: die frohe Botschaft von Jesus Christus! Aber diese Botschaft droht zu verblassen, wenn die Gesichter von Kirche diese Botschaft nicht glaubwürdig leben und öffentlich kommunizieren. Ich bin überzeugt davon, dass wir hier vor einer Zeitenwende stehen. Es wird zukünftig mehr denn je auf Menschen ankommen, die glaubwürdige, charismatische Persönlichkeiten für ihr jeweiliges gesellschaftliches Umfeld sind: In der Kirchengemeinde, in der Stadtgesellschaft, in Kultur und Sport, bei den Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Es geht dabei um das persönlich überzeugende Zeugnis des einzelnen Christen in einer säkularer werdenden Gesellschaft – besonders in der Seelsorge und Bildung. Ich finde diesen Auftrag besonders gut in einem Wort aus dem Neuen Testament zusammengefasst: Im 1. Petr 3,15 heißt es: Gebt Rechenschaft von der Hoffnung, die in euch ist. Darum geht es: Anderen sagen können, was mich trägt.

Ich halte dieses persönliche Zeugnis aus zwei weiteren Gründen für besonders wichtig: Viele Menschen engagieren sich ehrenamtlich in der Kirche. Ohne dieses Engagement wäre unsere Kirche um so vieles ärmer. Und dieses Engagement geschieht ja genau deshalb: weil Menschen aus einer christlichen Überzeugung heraus handeln – in Wort und Tat.

Ein zweiter Grund liegt m. E. im interreligiösen Dialog. Im Dialog mit jüdischen und muslimischen Gemeinden ist es wichtig, nicht nur im Rat der Religionen, sondern auch im unmittelbaren Kontakt, am Arbeitsplatz, in der Schule oder Kita sprachfähig zu sein. Im Gespräch Unterschiede und Gemeinsamkeiten benennen zu können. Miteinander leben und handeln lernen. Hier bin ich besonders dankbar für den vertrauensvollen Austausch mit der Israelitischen Religionsgemeinschaft und die guten Gespräche mit muslimischen Verbänden.

Sehr geehrte Damen und Herren! „damit wir klug werden“ – das war das Motto des Stuttgarter Kirchentages 2015 und ist mit seinem Appell für mehr Herzensklugheit eine Brücke zu den Zukunftsbildern von Kirche in der Stadt – für Kirche in Stuttgart. Ich habe Ihnen Hoffnungsbilder der Zukunft ausgemalt. Mit ihnen verändern sich eine Kirche als Oase auf Zeit, als vielstimmiger Hoffnungschor als Fundament und Glockenturm der Stadt. Ein letztes Hoffnungsbild will ich uns noch ausmalen. Es nimmt seinen Ausgang wiederum beim Stuttgarter Kirchentag. An den Abenden des Kirchentags verwandelte sich die Stadt ein weiteres Mal. Wenn der Abendsegen gesprochen wurde und gemeinsam gebetet wurde, verwandelten sich Straßen und Plätze in ein Lichtermeer. Das waren Augenblicke unvergleichlicher Gemeinschaft.



Sie waren auch deshalb so kostbar, weil sie Erfahrungen auf Zeit waren, jenseits des Alltags. Wo gelingen Feste besser als in der Stadt – dort wo es öffentliche Plätze gibt und Menschen zusammenkommen können?

Die Kirche der Zukunft ist für mich auch mit der Erfahrung des Festes verbunden. Etwas gemeinsam tun, Gemeinschaft erfahren, viele sein, in Kontakt kommen. Vielerorts spüren wir in den Gemeinden, dass die Straßen- und Stadtteilstädte, die Jubiläen und Gemeindeevents gut ankommen, Menschen den Zugang zu der Kirche in ihrem Quartier erleichtern. Die Feste können ganz unterschiedlich gefeiert werden: beim Weihnachtslieder-Singen im Gazi-Stadion auf der Waldau, beim Tag der weltweiten Kirche rund um die Stuttgarter Stiftskirche, wo am Pfingstmontag viele Gemeinden anderer Sprache und Herkunft zusammenkommen, Gottesdienst feiern und miteinander feiern. Für mich ist es dann wahrhaftig Pfingsten.

2017 haben wir hier in Stuttgart ebenfalls ein großes Fest gefeiert: Das Reformationsjubiläum. In vielen Einzelveranstaltungen wurde Luthers Beitrag zur Erneuerung der Kirche bedacht und gewürdigt. Jedes Jahr feiern wir diese Impulse zur Veränderung der Kirche – so auch heute. Diakonie – Seelsorge – Religionsbegegnung – Oase auf Zeit – Anker, wenn die Orientierung zu schwinden droht – Hoffnung in schwierigen Zeiten – Fest der Gemeinschaft.

Ich wünsche uns in diesem Sinn einen begegnungsreichen und hoffnungsvollen Austausch an diesem Abend und danke für Ihre Aufmerksamkeit.